

Stanisław  
Lem  
Philosophie  
des Zufalls

Zu einer empirischen  
Theorie der Literatur

Band 1

Aus dem Polnischen von  
Friedrich Griese

Suhrkamp

# suhrkamp taschenbuch 1703

So gern Lem auch fabuliert – seine Leidenschaft ist die Theorie. Am literarischen Werk als seinem Erkenntnisgegenstand probiert er der Reihe nach die verschiedenen Erkenntnismethoden aus: die semantische und die semiologische, die pragmatische und die logische Sprachtheorie, die Kybernetik und die Literatursoziologie. Die biologische Evolution liefert Lem ein fruchtbares Modell für das Verständnis von Literatur: das literarische Werk unterliegt, ebenso wie Tierarten in der Natur, einem Selektionsprozeß. Erst in der gesellschaftlichen Rezeption, die einer mehrstufigen Selektion vergleichbar ist, wird entschieden, ob ihm »literarischer Wert« zuerkannt wird. Dabei spielen, wie in der Natur, Zufallserscheinungen eine wichtige Rolle. Lem läßt ein Feuerwerk von Ideen vor dem Leser aufsprühen und macht keinen Hehl daraus, welche Freude es ihm selbst bereitet, sich dem Zufallsprinzip zu überlassen und sich in vielerlei überraschenden Abschweifungen zu ergehen.

Stanisław Lem  
Philosophie des Zufalls

Zu einer empirischen Theorie  
der Literatur

Band 1

Aus dem Polnischen  
von Friedrich Griese

Suhrkamp

Originaltitel:  
*Filozofia przypadku. Literaturaw w świetle empirii*  
Wydawnictwo Literackie, Kraków, 2. Auflage 1975  
Die Übersetzung wurde vom Autor autorisiert



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1989  
suhrkamp taschenbuch 1703  
© by Stanisław Lem 1968  
© der deutschsprachigen Übersetzung  
Insel Verlag Frankfurt am Main 1983  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung  
des Insel Verlags, Frankfurt am Main  
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von hißmann, heilmann, hamburg  
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-38203-5

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# *Inhaltsübersicht*

Vorworte 7

- I. Einleitung 21
  - II. Formulierung des Programms 31
  - III. Das Vorfeld 37
  - IV. Die Kreation des Werkes 69
  - V. Semantik und Pragmatik 93
  - VI. Informationstheorie und Logik 117
  - VII. Angewandte Kybernetik 149
  - VIII. Das gesellschaftliche Schicksal oder  
die Bedeutung des Werkes 205
  - IX. Die Moderne oder der Zufall 255
  - X. Modelle des Werkes 299
- Anmerkungen 385
- Ausführliches Inhaltsverzeichnis 419



## Vorwort

Dieses Buch ist – nach der »Summa technologiae« – mein zweites unvernünftiges Unternehmen. Unvernünftig, weil beide, nach dem Ausdruck eines meiner besten Freunde, Versuche einer »allgemeinen Theorie von Allem« sind oder sein möchten. Während in der »Summa« die Technologie als solche, säuberlich abgegrenzt, nicht so sehr den Gegenstand der Überlegungen bildet, sondern vielmehr einen relativ homogenen Standpunkt vermittelt, ist es im vorliegenden Buch die Literatur, die einen solchen Standpunkt liefert.

Deshalb wurde die Isolierung des Erkenntnisgegenstandes – unerlässliche Voraussetzung einer jeden ordentlichen Untersuchung – zwar angestrebt, ließ sich aber in beiden Fällen (ungeachtet ihrer Unterschiede) nicht aufrechterhalten. Beim Schreiben zeigte sich diese »Transzendenz« (als ständige Überschreitung der Grenzen des Themas) darin, daß es mir nicht gelingen wollte, die vorliegende Arbeit eindeutig auf einzelne Hauptteile und Kapitel aufzuteilen und in deren Grenzen zu halten, wie es bei einer streng monothematischen Studie der Fall ist; ich fand nämlich keine generellen Zäsuren, wie sie der Trennung zwischen Anatomie und Physiologie entsprechen; der Anatom versagt sich, wenn er etwa die Lunge beschreibt, jeden Übergriff auf das Gebiet des Physiologen, der wiederum dem Anatomen nicht in die Parade fährt. Diesen Vergleich werde ich bereithalten, denn er wird uns noch von Nutzen sein.

Statt das Ganze in der gleichen Art, wie man ein Haus aus Ziegeln errichtet, aus einzelnen Kapiteln zusammenzufügen – ein Verfahren, das ebenso sehr unfreiwillige Komik enthält wie es irritiert –, habe ich gleichsam nur eine Einführung nach der anderen geschrieben: eine soziologische, informatorische, strukturalistische, logische usw. Aber auch diese »Einführungen« überlappten sich in unerträglicher, wenn auch unvermeidlicher Weise. Wenn ich die Arbeit an dieser »Einführung in die Einführungen in die Theorie der Literatur« während einiger Jahre ruhen ließ, so deshalb, weil die Aussicht auf einen Band, in dem alles nur begonnen,

angekündigt, angeschnitten, aber nichts abgeschlossen oder beendet wird, allzu entmutigend war. Der Wunsch, Abgrenzungen zu schaffen – und seien es auch nur Imitationen von Abgrenzungen in Gestalt vorläufiger Klassifikationen – war noch weniger realisierbar als in der »Summa«, und etwaige Abgrenzungen waren – was mich ebenfalls quälte – noch weniger begründbar als dort. Denn niemand hatte, soweit mir bekannt war, die technische Evolution mit der biologischen verglichen, und ich hatte daher bei der »Summa« zumindest insofern ein ruhiges Gewissen, als ich glaubte, nicht auf fremden Blumen herumzutrapeln und mich nicht in dichtbevölkertem Gebiet herumzutreiben. Das Gebiet der Literaturwissenschaft kann jedoch schwerlich als eine Wüste oder als eine menschenleere Insel betrachtet werden. Weder war es möglich, alle wichtigen Arbeiten zu berücksichtigen, noch sie gänzlich zu übergehen. Dabei verhält sich die physikalistische Methode – gleichgültig, was man sonst Gutes über sie sagen mag – immer ein wenig wie ein Panzer: sie verschont nichts und niemanden auf ihrem Wege. Ihr Steuermann kann sich jedoch nicht nur auf die Rücksichtslosigkeit des Instruments berufen – dafür ist dieser Panzer allzu immateriell.

Die Literatur gehört zu jenen Sphären menschlicher Tätigkeit, die marginal und zugleich unübersehbar sind, denn die Theorie der Literatur hat es sowohl mit der Biologie als auch der Psychologie und der Soziologie (des Autors wie des Lesers) zu tun, mit der Organisations- und der Informationstheorie, der Ästhetik, der Erkenntnistheorie, der Kulturanthropologie usw. Man kann daher zwiefach verfahren: Entweder wissenschaftlich, also vernünftig, indem man in der Einleitung erklärt, was zur Theorie des Werkes *sensu stricto* gehört, und in allen komplizierteren Fragen einfach auf die entsprechenden Fachwissenschaften verweist; oder auch unvernünftig, indem man »alles«, was zur Literatur gehört und mit ihr zusammenhängt, auf eigene Faust zu erkennen versucht, innerhalb eines Buches, also auch innerhalb des einen Menschen, der es schreibt.

Die Wissenschaften gehen vernünftig vor, was man daraus ersieht, daß sie »alles« untereinander aufgeteilt haben und

keine versucht, »alles« für sich zu beanspruchen. In der Anatomie darf man beispielsweise nicht von der Tatsache, daß die Knochen den Körper stützen, zu der Feststellung übergehen, daß ein Knochen als Instrument dienen kann. Die Wissenschaften haben, obwohl sie keine Hyänen sind, diese Knochen auf ihre jeweiligen Gebiete verschleppt, und gemäß der dort geltenden Richtlinie ist ein Schienbein für den Anatomen nicht dasselbe wie für den Anthropologen und für den Anthropologen nicht dasselbe wie für den Genetiker. Der junge Medizinstudent wundert sich allerdings, wenn er darüber nachzudenken beginnt, was es eigentlich damit auf sich hat, daß die Anatomie über den Menschen in einer ganz anderen Sprache spricht als die Physiologie und daß beide Fächer unterschiedliche »Schichtungen« in ihm sehen; für den Anatomen sind nämlich die »Schichten« der Knochen, der Muskeln und der Blutgefäße Gegenstand gesonderter Beschreibungen, während für den Physiologen das Knochensystem ohne das Muskelsystem keinerlei Autonomie besitzt. Beide befassen sich eben nicht mit den gleichen Strukturaspekten des Organismus. Ihre klare Ordnung gewann die Biologie des menschlichen Organismus nicht auf Anhieb, und die Erkenntnis seiner Strukturen richtete sich nicht nach deren »objektiver Wichtigkeit«, sondern nach deren mehr oder weniger leichter Isolierbarkeit. Wenn man einen Menschen aufschneidet und kocht (für epistemologische, nicht für kulinarische Zwecke), entdeckt man ganz leicht das Skelett in ihm; falls jemand genügend Geduld aufbringt, zeigt es sich übrigens »von selbst«. Es war denn auch eine seit jeher bekannte Körperstruktur, und es hat, was seine Darstellung in wissenschaftlichen Büchern betrifft, sogar unterschiedliche Moden gegeben. Daß man das Skelett in den Lehrbüchern von heute in »Hab-Acht-Stellung« präsentiert, ist eine genauso vergängliche Mode oder Konvention wie der frühere Brauch, Skelette in den wissenschaftlichen Büchern in erhabener oder melancholischer Pose zu zeigen, ja sogar in einer anzüglichen Tanzhaltung, so als habe man sie bei einem Schelmenreigen fotografiert. Diese Vielfalt der Darstellungsweise rührt daher, daß das Knochengüst des Menschen seit sehr langer Zeit

bekannt war und daß die unterschiedlichen Moden, das heißt Stile der wissenschaftlichen Betrachtungsweise sich während der langen osteologischen Diachronie ganz einfach viele Male zu ändern vermochten. Bei den Strukturen des Gefäß- und des Nervensystems war es dagegen so, daß man sie sehr lange nicht in ihrer Eigenständigkeit erkannte, ja man hat nicht einmal gesehen, wie die Arterien und Sehnen mit dem Herzen zusammenhängen, und als es dann schließlich zur »Schichtentrennung« kam, hat sich rasch eine einzige Darstellungsweise für das Kreislauf- und dann auch für das Nervensystem herauskristallisiert.

Wir haben hier auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen dem Inhalt einer erlangten Erkenntnis und dem Stil beziehungsweise der Mode der Darstellung dieser Erkenntnis besteht; es ist aber durchaus nicht immer so, daß – wie in der Anatomie – der Stil nichts an den Tatsachen ändert – oder die Tatsachen am Stil.

Am schwierigsten war es, die Struktur des Gehirns zu enthüllen, was man daran sieht, daß wir sie bis heute nicht kennen. Zuerst in der Osteologie, dann in der Myologie und noch etwas später in der Splanchnologie kam es zur wechselseitigen Zuordnung zwischen anatomisch entdeckten Strukturen und funktionalen Strukturen. Eine solche Verbindung herzustellen, ist beim Skelett sicher recht trivial, aber beim Gehirn schon nicht mehr, denn dort ist sie noch nicht gelungen. Jene innere Landschaft des Gehirns, welche die Medizin ihren Adepten in der Anatomie vorführt und die voller schöner und die Phantasie anregender Namen ist (»Horn des Hippocampus«, »Vierlingskörper«, »Kammern«, »Wasserleitung des Sylvius«, »Mandelkern«), ist ganz und gar nicht dieselbe, welche die Neurophysiologie präsentiert. Bis in die letzten Jahre hinein hat der große Balken, jenes riesige Gebilde, das die Hirnhalbkugeln miteinander verbindet, die Physiologen so sehr zur Verzweiflung gebracht, daß jemand halb im Ernst meinte, dieses (wie es damals schien) unnötige Objekt diene dazu, die Wissenschaftler unglücklich zu machen. Versuche, experimentell entdeckte funktionale Strukturen des Gehirns mit anatomischen Strukturen zu verknüpfen, führten zu einem gewissen

»Gezerre in zwei Richtungen«; zunächst meinte man, jede Funktion habe ihr eigenes, anatomisch unterscheidbares Zentrum im Gehirn, dann meinte man, solche starren Kommandozentralen gebe es dort überhaupt nicht, und jetzt ist man zu einem Kompromiß, wenn auch nicht zu einer endgültigen Einigung in dieser Sache gekommen. Nicht einmal einen provisorischen Ausgleich fand indessen der Streit um die »Lokalität« oder »Nichtlokalität« der Strukturen des literarischen Werkes, darüber, ob es eine »funktionale«, von der »anatomischen« unterscheidbare Struktur besitzt; mag es auch kein sonderlich wirksamer Trost sein, so sollte man doch daran denken, daß auch andere ähnliche Schwierigkeiten haben wie wir. Optimistischer stimmt dann schon die Erkenntnis, daß man sich von manchen Dilemmata befreien kann; wenn das den Erforschern des Organismus gelungen ist, wird es vielleicht auch anderen gelingen – in der Theorie der Literatur.

Gewiß: mit dem literarischen Werk verhält es sich scheinbar ähnlich, nur viel schlimmer, weil wir empirisch keine Grundstruktur aus ihm herauskochen werden, durch Skalpelle keinerlei »Schichten« in ihm freilegen werden, und obwohl es – in Gestalt von Schnürchen gedruckter Buchstaben und ihrer vollkommenen, für immer erstarrten und unbeweglichen Ordnung auf den Seiten des Buches – seinen sehr gut sichtbaren »histologischen Aufbau« besitzt, so ist das Werk doch ein eigentümliches Gebilde, das durch keine Analyse zu fassen, zu definieren und zu erschöpfen ist. Wer sich mit schlichtem Gemüt und wißbegierigem Geist daran macht, es zu erforschen, in dem Glauben, etwas so Gewöhnliches wie die aufgezeichneten Märchen eines alten Mütterchens könne keine Probleme aufwerfen, die sich der Theorie widersetzen, den führt die Altweibererzählung an den Steilhang der Ontologie, den stößt sie in die Tiefe der logischen Paradoxien und Antinomien, den verwirrt sie durch tausende rätselhafter Fragen und lockt ihn auf die Irrwege von »Form« und »Inhalt«, den schreckt sie durch die grenzenlosen Räume der Virtualität der Bedeutungen und durch andere Unendlichkeiten, die dem Wahrheitssucher den Atem, die Gesundheit und die Orientierung rauben, bis er

schließlich glaubt, die Geschichte von Hänsel und Gretel könne man vollständig erst in der Unendlichkeit selbst erforschen, nachdem man zuvor die Theorie der Kultur- und Mythenentstehung, die strukturelle Linguistik und die Theorie der gesellschaftlichen Strukturen im besonderen sowie der semantischen Strukturen im allgemeinen studiert hat, dazu die vergleichende Anthropologie und die Genologie einschließlich der Informations- und Organisationstheorie, wovon ja eingangs schon die Rede war.

In einer solchen Situation kann uns nur Besonnenheit retten. Die Problematik, die uns eine theoretische Sintflut zu bescheren droht, müssen wir in der Weise »bewältigen«, daß wir ihre besonderen Aspekte ganz schlicht in Umschläge stecken und an die entsprechenden Disziplinen adressieren, denn sie sind ja dazu da, uns zu helfen; schließlich haben wir es dann nur noch mit Hänsel und Gretel zu tun, zuzüglich der Fragen des Stils, des Erzählers, der Erzählung, der ästhetischen Qualität, der Lexik – und mit solchen Problemen werden wir, da wir zuvor die ontischen und epistemischen Ozeane abgeseiht haben, sicherlich fertig werden. So verfährt man übrigens in jeder Wissenschaft; wollt ihr die chemische Zusammensetzung des Knochens wissen, so fragt den Chemiker und nicht den Anatomen; interessieren euch die Schwingungen der Atome in dem Knochen, so stellt sich der Theoretiker der Festkörperphysik als der kompetente Fachmann heraus.

Dieses bewährte Verfahren stößt jedoch, was das literarische Werk und die Literatur betrifft, auf zwei unangenehme Hindernisse. Erstens mögen sich die Adressaten jener Verweisungen nicht immer mit Literatur befassen, zumindest nicht beruflich. Während wir den gesamten Bereich der statistischen Theorie der Rezeption des Werkes, die ja ein typisch gesellschaftlicher Prozeß ist, bereitwillig dem Soziologen überlassen wollten, ist er auf dieses Geschenk durchaus nicht erpicht. Der Philosoph dagegen mag geneigt sein, das Werk zu untersuchen, doch tut er das auf seine Art, und wir werden uns später den Kopf darüber zerbrechen, was an seiner Theorie auf das Werk und was auf seine eigenen Anschauungen zurückzuführen ist. Hat man denn je erlebt,

daß ein Philosoph dem Physiker, dem Anatomen, dem Mechaniker oder dem Evolutionstheoretiker beim Aufbau der Theorie innerhalb der jeweiligen Fachdisziplin geholfen hätte? Hier liegt die erste Schwierigkeit.

Eine andere rührt daher, daß unsere Bettelbriefe Folgen zu zeitigen beginnen. Wir hatten sie abgeschickt und uns dadurch auf einen Schlag aller gordischen Knoten des Problems entledigt, doch mit der Antwortpost kommen, wie sich herausstellt, Resultate, die wir uns nicht sonderlich gewünscht haben. Nachdem wir uns selbst unserer eigenen Maßstäbe beraubt haben, stehen wir vor einem Flickwerk, zusammengestückt aus den Beiträgen jener wohlwollenden Gelehrten, die uns zu Hilfe eilten. Der Soziologe hat sich Mühe gegeben und schreibt uns, es gebe nicht *ein* Werk, sondern in jedem einzelnen Falle gebe es ebenso viele Werke, wie es kulturell homogene Lesergruppen gibt, die den Text in der Rezeption stabilisieren. Der Philosoph hat sich ebenfalls angestrengt und weiß schon, daß es sich bei dem Werk in Wirklichkeit um ein einziges handelt, das sich in alle Ewigkeit gleich bleibt, und falls jemand anderer Ansicht ist, so täuscht er sich, denn die Lesart des Textes ist durchaus nicht identisch mit dem Werk. Weiteren Besuchen des Briefträgers mit den folgenden Antworten der entsprechenden Fachleute müssen wir mit Bangen entgegensehen.

Wem sollen wir glauben? Wo ist das oberste Gericht, das unsere Zweifelsfragen entscheidet? Zum erstenmal drängt sich hier der verlockende Wunschgedanke auf, daß es gut wäre, wenn wir uns aller Probleme selbst annehmen und sie in eigener Regie bewältigen würden. Warum sollten wir, wenn der Anatom seine Skelette nicht den Physikern, Mechanikern und Ingenieuren schickt, sondern sie selbst untersucht, das Werk in so viele »Stückchen« parzellieren, wie es wissenschaftliche Professionen gibt? Wissen wir – o Gott – überhaupt selber, was wir eigentlich fortschicken und wonach wir fragen? Ist das, was der eine Forscher als »Schema« bezeichnet, identisch mit dem, was ein anderer mit dem Namen »Struktur« umschreibt?

Wie man sieht, erwächst die Neigung zur Proklamation der Erkenntnisautarkie nicht aus Selbstgewißheit, nicht aus

der Überzeugung, man besitze die umfassende Vernunft, sondern im Gegenteil aus der Erfahrung, daß das Gehör, das eingangs der Vernunft gewährt wurde, zu Durcheinander und Verwirrung führt.

Dann taucht aber die Frage auf, wie die nunmehr souverän gestaltete Arbeit angemessen thematisch organisiert wird. Doch wie geht man vor? Alphabetisch, angefangen mit »A« (»Anthropologie des Werkes«, »Anatomie des Werkes«), geht es nicht – das wäre allzu dumm. Man muß das Werk in das terminologische und methodische Gebiet mal der einen, mal der anderen Wissenschaft einführen, es also sukzessive unter wechselnden Aspekten analysieren – mal unter dem Aspekt der Logik, mal dem der Kultur, der Informatik, der Sprache, der Erkenntnistheorie, der Genetik und schließlich auch der Physik: dies für alle Fälle und der Vollständigkeit halber.

Doch was geschieht nun? Es zeigt sich, daß wir nicht wissen, wo wir – innerhalb der jeweiligen Disziplin – beginnen sollen. Denn wenn die Geschichte von Hänsel und Gretel ein Kulturprodukt ist, muß man sich die Kultur anschauen. Aber wo den Anfang bei ihr machen? Doch wohl nicht bei dem Affen, der als erster vom Baum herabstieg? Also, das war scherzhaft gemeint. Doch wenn es um das Märchen als ein sprachliches Gebilde geht, dann sind die Bedeutungen der darin vorkommenden Sätze und Ausdrücke wichtig; wir haben indessen weder eine linguistische noch eine informatorische Theorie der Semantik. Wie sollen wir also »auf die Schnelle« schaffen, was den Linguisten und den Informatikern während so langer Zeit nicht gelungen ist?

Aber schließlich, wir sagten es schon, arbeiten wir nicht in der Wüste. Wir haben hervorragende und kluge Vorgänger. Nicht ihnen gilt unser Mißtrauen, das, in der Form des Gebots, an allem zu zweifeln, als Inschrift auf den Fahnen der Wissenschaft steht. Wenn wir die schwindelerregende Höhe des Gebäudes der kritischen Literaturwissenschaft ersteigen, treffen wir dort auf gelehrte Spezialisten, die über die »semantische Struktur des Werkes« sprechen. Wenn wir sie fragen, wie streng sie die semantischen Begriffe definieren, verweisen sie uns, ungehalten darüber, daß wir in derart

naiver Weise ihren Diskurs unterbrechen, mit einem Handzeichen auf die unteren Stockwerke – zu den Linguisten.

Aber dort waren wir schon. Um ehrlich zu sein, nicht dort, denn unterhalb dieses oberen gibt es überhaupt kein tieferes Stockwerk: die Linguisten sitzen ganz woanders und befassen sich innerhalb der Sprache mit einem völlig anderen, nämlich asemantischen Aspekt. Eine herbe Abfuhr befürchtend, fragen wir schüchtern, ob die »Struktur«, von der so häufig die Rede ist, aus der Logik oder aus der Informationstheorie stammt, ob sie also deterministisch oder vielleicht stochastisch ist. Und wie verhält sie sich zu dem, was Bourbaki schrieb? Oder auch zu dem, was Bar-Hillel im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten schrieb, auch nur den Begriff der Semantik zu konstruieren?

Doch nun mag niemand mehr auch nur mit uns reden. Wir bleiben allein – und es dämmert uns allmählich, daß wir die Theorie des Werkes nach der alten Methode Robinson Crusoes werden errichten müssen, unter ständiger Gefahr des Ertrinkens, aber wenigstens in dem Wissen, daß, wenn wir untergehen, es auf eigene Rechnung geschieht und daß wir nicht durch den Ballast unklarer Begriffe in die Tiefe gezogen werden; bei diesem Unglück wird uns der tröstliche Gedanke begleiten, daß, wenn schon niemand uns aus dem Irrtum herausgezogen hat, doch auch niemand uns in seine Abgründe hineinstieß. Die Aufgabe erwies sich als ein Moloch, und am besten, d. h. am vernünftigsten wäre es, die Flucht zu ergreifen. Doch ist es nicht gerade die Bestimmung der Vernunft, daß wir mit ihrer Hilfe die Tiefe sondieren?

Aus derartigen Überlegungen erwuchs der Entschluß, dieses Buch zu schreiben, und durch sie wird, wenn auch nur streiflichtartig, bereits deutlich, warum das ganze eigentlich den Titel verdient hätte: Theorie der Unmöglichkeit einer Theorie des literarischen Werkes. Sie lassen zugleich unzählige Ausfälle und Exkursionen in die verschiedensten Richtungen erahnen, für welche das Problem der Literatur nur den Ausgangspunkt bildet und von denen es in diesem Buche wimmelt. Es gibt jedoch keinen Grund, warum ich im Vorwort mit einer Inhaltsangabe beginnen sollte, denn auf Leser, die sich schon durch ein Vorwort abschrecken lassen,

rechne ich nicht. Also noch einige Worte darüber, was dieses Buch sein sollte, aber nicht ist.

Mir schwebte eine experimentelle Methode vor, die nicht nur den Aufbau des jeweiligen Werkes untersuchen, sondern durch aktive Einmischungen, Störungen, ja sogar verstümmelnd in seinen »Organismus« eindringen würde, um die Widerstandsfähigkeit des Textes und seine »Gesamtreaktionen« auf derartige Eingriffe festzustellen. Gerade auf diese Weise entdeckt man ja in der Empirie das Vorhandensein und die charakteristischen Eigenschaften der unterschiedlichsten Strukturen, und etwas von diesem Konzept ist in dem Buch erhalten geblieben. Außerdem hatte ich die Absicht, spezielle Präparate herzustellen, künstliche »Mikrowerke« gewissermaßen, ausdrücklich zu dem Zweck geschaffen, diese oder jene theoretische Behauptung zu belegen; dies wäre dann die Methode der »isolierten Züchtung«, des »isolierten Organs« oder des »verkleinerten Modells«. Denn das »normale« Werk wird ja nicht dafür geschrieben, daß man an ihm die Strenge einer Theorie untersuchen kann, so wie der Frosch nicht dazu da ist, daß man an ihm die Theorie der Reflexe überprüft. Da man aber sowohl ein Froschbein herauspräparieren als auch ein »vereinfachtes Modell des Frosches« konstruieren kann, wollte ich auf unserem Gebiet ähnlich verfahren. Dann kam ich jedoch darauf, daß ich mir nicht alles würde ausdenken müssen, weil mir meine eigenen nichttheoretischen Bücher als Präparate dienen können. So manche Szene aus den »Memoiren, gefunden in der Badewanne« würde sich beispielsweise für das semiotische Problem der »zeichenhaften Situation«, der Signalisierung von Bedeutung durch Objekte, eignen. Der Held dieses Buches glaubt ja, ein institutioneller Jemand signalisiere ihm durch die Warzen eines ehrwürdigen Greises gewisse Geheimnisse. An diesem Buch ließen sich noch viele weitere Probleme aus dem Bereich der »semantischen Strukturen« demonstrieren.

Eine der Thesen dieses Buches besagt, daß zwischen dem semantischen und dem axiologischen Wert der Bedeutung ein enger Zusammenhang besteht. Da ich nun bei der Analyse der eigenen Texte davon ausgehe, daß sie »seman-

tische Überschüsse« enthalten, hieße das zwangsläufig, daß sie in irgendeiner Weise »wertvoll« sind. Eine Seite weiter hätte ich dann über Faulkner oder Thomas Mann schreiben müssen. Eine feine Nachbarschaft! Eine fünfhundert Seiten starke Theorie des Werkes speziell zu dem Zweck zu verfassen, um die eigenen Schöpfungen auf den literarischen Olymp zu heben – das ist schon ein Einfall. Da mir daran jedoch nicht gelegen war, mußte ich von dieser Konzeption Abschied nehmen. Weil mir aber auch die Idee, »synthetische Schöpfungen« zu ersinnen und sie mit echten zu vergleichen, verdächtig zu erscheinen begann, gab ich das ganze Projekt auf.

Ein gesondertes Problem bildete die Frage der Meßtheorie, auf der die gesamte Empirie beruht. Es ging um ein Pendant für die Literaturwissenschaft. Im Buch berufe ich mich häufig auf Gesetzmäßigkeiten statistischer und stochastischer Art, nicht nur im Bereich der Artikulationsphänomene, sondern auch im Hinblick auf die Theorie des Werkes und der Kultur. Das klingt nach einer bloßen Behauptung, denn statistische Methoden sind in den oberen Stockwerken des literaturwissenschaftlichen Gebäudes noch nicht heimisch geworden. Deshalb erkennt man nicht, daß sie im Sinne einer empirischen Widerlegung von Beweiswert sind. Sehr vereinfacht ausgedrückt, geht es um folgendes. Wenn jemand, statt zu fragen: wieviel kosten diese Möhren?, fragt: was kosten diese Möhren?, so ist das ein sprachlicher Fehler. Wenn tausend Leute so sprechen, bleibt diese Ausdrucksweise fehlerhaft. Wenn jedoch dreißig Millionen Polen dreißig Jahre lang so sprechen und nur noch hundert Sprachkundige fragen »wieviel?«, dann ist nichts mehr zu machen: der Fehler ist zur sprachlichen Norm geworden, die Sprache hat sich weiterentwickelt, und die Sprachkundigen stehen auf verlorenen Positionen. (Dies ist kein besonders glückliches, aber zumindest deutliches Beispiel.) Nun kann aber nur eine statistische Untersuchung in dem Teil der Meßtheorie, der sich mit der Statistik befaßt, eine sinnvolle Antwort auf die Frage geben, inwiefern Gruppen von unterschiedlicher zahlenmäßiger Stärke für den Übergang von der Abweichung zur Regel und ähnliche Probleme

repräsentativ sind. Diese Fragen hängen jedoch mit der Theorie der mathematischen Erwartung und der Wahrscheinlichkeitstheorie zusammen, und sie leiten außerdem über zu Problemen der Stochastik, der Markow-Prozesse und der Ergodik, die extreme Verteilungen innerhalb probabilistischer Systeme untersucht. Das alles steht in einem sehr engen Zusammenhang mit der Theorie des Werkes, von der in diesem Buch die Rede ist. Entsprechende Ausführungen hätten jedoch den Rahmen dieser Theorie völlig gesprengt (ähnliche Schwierigkeiten hatte ich schon früher beim Schreiben der »Summa«). Ich mußte mich daher, wenn auch ungern, damit abfinden, daß meine Behauptungen unbewiesen bleiben. In allen Fragen, welche die Meßtheorie und mit ihr zusammenhängende wahrscheinlichkeitstheoretische Probleme betreffen, muß ich den Leser leider auf andere Quellen verweisen.

Das Buch ist jedoch auch ohnedies eine vielköpfige Hydra mit ständig wechselnden Häuption: einem informationstheoretischen Kopf von beträchtlichem Umfang, einem linguistischen Kopf, einem logischen Köpfchen und einer ganzen Reihe kleinerer Köpfe. Sie alle hängen, wie mir scheint, mit dem Korpus des Themas zusammen und sind daher nicht gänzlich unangebracht. Dennoch kann das Buch – mögen die Überschriften der einzelnen Kapitel das auch in Abrede stellen – nicht mehr sein als eine bloße Ansammlung von Einführungen, die in lockerer Marschordnung auf das unerreichbare Ideal zustreben: die empirische Theorie der Literatur.

Krakau, im August 1967

## Vorwort zur 2. Auflage

Die Änderungen, die ich in dieser Auflage vorgenommen habe, betreffen vor allem den Strukturalismus. Das Kapitel »Formale und semantische Struktur« wurde ersetzt durch ein neues: »Ausflug in die Genologie.« Ich gestehe, daß ich meine Kräfte nicht geschont habe, um die Nutzlosigkeit von strukturalistischen Untersuchungen in der Literatur zu beweisen. Außerdem habe ich einige Textstellen gestrichen, weil sie entweder zu kompliziert waren oder weil die dort behandelten Fragen in das neue Kapitel aufgenommen worden sind. Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen Teilnehmern an einer Diskussion über dieses Buch, die im Sommer 1970 im Institut für literarische Forschungen stattfand, und besonders Herrn Professor Henryk Markiewicz für wertvolle kritische Anmerkungen danken.

Krakau, im Oktober 1973